

Dreieinigkeit

Kommt die Rede auf die Dreieinigkeit (Gottes), so halten die einen diesen Gedanken oder diese Lehre für einen gerade noch zulässigen, vielleicht aber bereits auch unangemessenen, in jedem Falle jedoch unnötigen und eher Verwirrung stiftenden als klärenden Ausdruck des christlich-frommen Bewusstseins, während andere umgekehrt in ihr den Kern oder die Summe aller christlichen Gedankenbildung erblicken. Wieder anderen scheint sie, wenn auch schwer erklärlich, so doch unerlässlich zu sein, aber sie lassen ihre Erörterung praktisch beiseite, um sich eher anderen Themen zu widmen.

Biblisch bzw. neutestamentlich würden wir zwar eine – sagen wir einmal: dreifaltige Bedeutsamkeit von Vater, Sohn und Heiligem Geist als durch einander nicht ersetzbaren Größen feststellen können, aber es wird das Verhältnis der drei zueinander nicht eigens und begrifflich oder systematisch thematisiert.

Immerhin aber legt sich eine solche Thematisierung ja nahe, und sie ließ auch in nachbiblischer Zeit nicht lange mehr auf sich warten. An dem besonderen Verständnis der Dreieinigkeit Gottes (nachdem zunächst einmal die Gottnatur Jesu schon »festgestellt« war) entschieden sich nun sogar Rechtgläubigkeit und Häresie. An die altkirchlichen Aufstellungen neuerdings anzuknüpfen, wäre allerdings schwierig; es bedeutete das Eintauchen in eine ganz eigene inzwischen fremd gewordene und mit Missverständlichkeiten gespickte begriffliche Welt – ein Unternehmen, das mittlerweile nur Fachleute noch angehen kann. Schon von einer Dreieinigkeit Gottes zu sprechen, ist aber auch sachlich nicht zwingend, sondern es dürfte weit angemessener sein, die biblische Dreiheit von Vater, Sohn (oder: Gott, Jesus) und Geist (oder: Heiligem Geist), in der Eigentümlichkeit ihrer Einheit zu zeigen.

Jesus sagt im Johannesevangelium: »*Gott ist Geist; und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten.*« (Joh 4,24) Außerdem: »*Ich und der Vater sind eins.*« (10,30) Oder: »*Wer mich sieht, der sieht den Vater.*« (14,9) Umgekehrt: »*Der Sohn kann nichts von sich selber tun, sondern nur, was er den Vater tun sieht.*« (5,19) Der wirkliche Jesus sagte solches nicht, aber er handelte gleichwohl, als hätte er solches zu sagen vermocht. Indem er nämlich als »Finger Gottes« Dämonen austrieb, umstandslos Sünden vergab, Kranke heilte, die »Vollkommenheit« Gottes von den ihm Folgenden forderte und überhaupt die »Sohnschaft des Höchsten« zur Grundlage seiner »Theorie« wie auch »Praxis« gemacht hatte. Dabei ist es vollständig klar, dass weder der geschichtliche noch der johanneische Jesus sich irgendwie als ein biologisches Sonderwesen aufgefasst haben. Der eine Jesus war genauso Mensch wie der andre, nämlich ein nazarenischer Zimmermannssohn, aber beide hatten zugleich das Bewusstsein, eine nicht nur religiöse, sondern göttliche und menscheitsgeschichtlich einzigartige Sonderstellung einnehmen zu müssen, nämlich die, eben des Menschen Bestimmung als Sohnschaft des Höchsten erschließen zu sollen. Was wiederum eine bestimmte Geistigkeit impliziert: einen bestimmten Wahrheits-, Gerechtigkeit-, Heiligkeits- und sogar Schönheitscharakter. Denn der Geist ist das Lebenselement, in welchem die Beziehung zwischen Gott und dem Menschen, wenn sie eine eigentliche und ausdrückliche sein will, sich aufhalten muss. Bereits der geschichtliche Jesus musste den Ausdruck »Geist«, der schon ein alttestamentlicher ist, kennen; er gebraucht ihn allerdings selten: »*Wisst ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seid!*«, sagt er gelegentlich zu seinen Jüngern (Lk 9,55), oder: »*Allein der Geist vermag uns dazu, im Sinne Gottes zu wollen, das Fleisch, unsere Natur dagegen taugt dazu nicht.*« Und insofern solle der Gottesmensch um diesen Geist nun auch bitten (Mk 14,38), und der Vater im Himmel werde gewiss eine solche Bitte erhören (Lk 11,13). Ähnlich auch Paulus, der in diesem Zusammenhang aber weniger die Gewissheit als die Angewiesenheit des Gottesmenschen betont: »*Schafft, dass ihr selig werdet, mit Furcht und Zittern; denn Gott ist*

es, der in euch beides bewirkt: das Wollen und das Vollbringen.« (Phil 2,12f.) Den Gegensatz zwischen dem »Fleisch« und dem Geist hat unter den neutestamentlichen Autoren i. Ü. niemand so sehr wie der Apostel Paulus betont: *»Die da fleischlich sind, die sind fleischlich gesinnt; die aber geistlich sind, die sind geistlich gesinnt.«* (Röm 8,5) *»Wer auf sein Fleisch sät, der wird von dem Fleisch das Verderben ernten; wer aber auf den Geist sät, der wird von dem Geist das ewige Leben ernten«* (Gal 6,8) usw.

Der Evangelist Johannes wiederum kann nicht nur bemerken, dass der Geist Gottes ist oder von Gott kommt (wie dieses bereits alttestamentliche Tradition ist), sondern dass Gott Geist ist (4,24) (wie dann nach dem 1. Brief [nicht von demselben Verfasser] auch Liebe und Licht/ 1 Joh 4,16; 1,5), und d. h. dass der Geist sogar das noch Ursprünglichere (oder zumindest gleichursprünglich) wäre im Verhältnis zu Gott. Und es wäre nun gewiss auch zu fragen: Was vermöchte Gott zu sein unabhängig von Geist?

Des Weiteren finden wir (bei den Synoptikern), dass Jesus, nachdem er (bei der Taufe), den Geist, d. h. Klarheit (und Kraft), was die Beziehung zwischen Gott und den Menschen betrifft, selber empfangen hatte, diese seinerseits nun weiterzugeben die Aufgabe hatte wie auch die Vollmacht. (Mk 1,14; Mt7,29) Ja, wiederum nach dem Vierten Evangelisten, muss Jesus sogar wieder fortgehen, damit der Geist präsent werden kann, nämlich bei und in den Seinen, bei und in seiner Gemeinde. D. h. die Dreieinigkeit verlagert sich gleichsam: Nicht mehr der Christus, sondern der Christ ist nun – im Geist – eins mit dem Vater, zu welchem er (statt zu Jesus) eine ausdrückliche Beziehung unterhalten auch soll (Joh 16,23ff.). Aber ein anderes Ziel konnte ja der Prozess ohnehin niemals haben. Und insofern: *»Es ist gut für euch, dass ich gehe; denn wenn ich nicht gehe, so kommt nicht der Stellvertreter zu euch [eben der Geist].«* (16,7) Auch für Paulus ist sozus. die Zeit Jesu einmal vorüber, aber im Unterschied zu Johannes nicht bereits mit dem Fortgang Jesu aus dieser Welt, sondern erst, wenn es vorüber auch mit der Welt ist. Bis dahin ist und bleibt Jesus »der Herr«, auf den als auf den Erhöhten sich der Christ in diesem gegenwärtigen Äon noch immer bezieht (1 Kor 15,25-28) (und der Apostel vermag zu diesem Erhöhten – einen anderen Jesus hat er auch nie kennengelernt und sich für einen anderen auch nie interessiert – sogar persönlich zu beten: 2 Kor 12,8ff.), während der fortgehende Jesus des Vierten Evangelisten die Seinen für das Gebet ausdrücklich an den Vater verweist (Joh 16, 26f.).

Verbleibt man indessen auf dem Standpunkt des Paulus – und die christliche Kirche ist mehr als eineinhalb tausend Jahre auf diesem Standpunkt verblieben, so findet auch praktisch jene Verlagerung der Dreieinigkeit fort von der Christuszentriertheit hin zu einer Geist- und Glaubenszentriertheit gar nicht mehr statt. Und es nimmt auch nicht wunder, dass Jesus nun zu dieser gleichsam biologisch-metaphysischen Sondergestalt wurde, über welche eine »Zweinaturenlehre« sich bildet und die schließlich zu einer Art eigenem Gott neben Gott wird, um ein solcher nun auch nach der – rechtgläubigen – Lehre von Ewigkeit schon gewesen zu sein und in Ewigkeit bleiben zu müssen. Und dieses nun im Widerspruch sowohl zu den Aposteln als auch zu den Evangelisten – und zu dem geschichtlichen Jesus selbst ohnehin.

Die Anknüpfung an den Vierten Evangelisten, welche sich nun naturgemäß sogleich auch außerhalb der Rechtgläubigkeit stellte, geschah – abgesehen von einzelnen Präfigurationen wie bei dem Meister Eckhardt z.B. und den ihm folgenden »Mystikern« – erst spät: im sog. Deutschen Idealismus; und hier wären nun Fichte und Hegel ganz besonders zu nennen, wobei für Hegel der Dreieinigkeitsgedanke geradezu den Kern der christlichen Lehre wie überhaupt jeder wahren Philosophie auch bedeutet. Fichte demgegenüber hat sich um die göttliche Dreieinigkeit nicht ausdrücklich gekümmert, während wiederum Schelling sie in der Geschichte der Religion allüberall fand. Schleiermacher, durchaus von Fichte beeindruckt und durchaus ein Johanneer, würde nicht unbedingt zu den Deutschen Idealisten gezählt werden können (die Theologiegeschichte ordnet ihn denn eher in die Bewegung der Romantik auch ein), hat die

Dreieinigkeit nur am Rande behandelt (In der 1. Aufl. seiner Glaubenslehre als »Schlussstein«, in der 2. mit einem kritischen Zusatz): *»Diese Lehre ... in ihrer kirchlichen Fassung ist nicht eine unmittelbare Aussage über christliches Selbstbewusstsein, sondern nur eine Verknüpfung mehrerer solcher.«*

Und um auch zu Luther diesbezüglich noch etwas zu sagen: Luther hielt die herkömmliche Dreieinigkeitslehre für unaufgebbbar, indem er sich in der Nachfolge von Paulus ohne einen von Ewigkeit her bereits sündlos existierenden Gottessohn Jesus die sozus. Gültigkeit des göttlichen Heilswerkes der Versöhnung – der sündlose Jesus wird von Gott der Verdammung der Kreuzigung übergeben (und übergibt sich dieser auch selbst), damit die Sünder umgekehrt die Gnade erfahren – nicht vorstellen konnte. Dass mit dem geschichtlichen wie mit dem johanneischen Jesus der himmlische Vater ohnehin immer schon ein die Seinen Liebender ist und dass alles, was »der Sohn« sagt, tut und erleidet, diese Liebe nicht zustande erst bringt, sondern sie lediglich erweist, sichtbar macht, repräsentiert, kommt hier nicht infrage und nicht in Betracht.

»Ich und der Vater sind eins.« »Wer den Sohn sieht, der sieht den Vater.« Dieses nun – und nicht exklusiv, sondern inklusiv aufgefasst – ist jetzt noch einmal rein formal zu betrachten. *»Ich und der Vater sind eins«* – was soll dies Anderes heißen überhaupt können als: Ich und der Vater sind eines Sinnes und Geistes! Und dies schließt gewiss an Vollmächtigkeit oder »Prokura« nun mancherlei ein – und der entsprechende Glaube vermochte und vermag tatsächlich Berge wohl zu versetzen – es schließt aber gewiss nicht den Gedanken mit ein, es handle sich bei solcher »Einheit« um Einerleiheit – so dass also die Subjekte nahezu beliebig ausgetauscht werden auch könnten, so dass Jesus auch der allmächtige Schöpfer oder der allmächtige Schöpfer der am Kreuze Gestorbene und anschließend wieder Auferweckte (von wem nur?) genannt werden dürften. An dieser Stelle hat die Alte Kirche in dem Bestreben, die Einheit zwischen dem Vater und dem Sohn (diesem Sohn!) bis auf das Letztmögliche zu behaupten, eine nicht geringe Verwirrtheit gezeigt und eine nicht geringe Verwirrung auch weiter gestiftet. Dabei wäre dies zur Aufrechterhaltung ihres Interesses nicht einmal nötig gewesen – indem nämlich dieses Interesse darin bestand, den Sohn Jesus zu dem allmächtigen Gott als dem Vater im Himmel ursprünglich und wesentlich und nicht lediglich positiv oder zufällig in Beziehung gesetzt wissen zu wollen. Jesus sollte – wie es auch der Vierte Evangelist gleich eingangs behauptet – so etwas sein wie das ewige Kern- oder Herzenswort Gottes – nicht lediglich einer gutmütigen oder wohlwollenden Laune des allmächtigen Herrschers entspringend, und dieser würde sein Wort, welches er heute wohl sprach, doch morgen auch wieder (»Was geht mich mein Geschwätz von gestern an!«) zurücknehmen können; oder er würde ein gestern gesprochenes Wort wegen veränderter Umstände morgen berichtigen oder verbessern (wie ja etwa der Islam immer das jüngste Wort des jüngsten Propheten für das maßgebliche hält, die Reihe dann aber inkonsequenterweise mit Mohammed abbrechen lässt). Sondern der christliche Glaube besagt oder glaubt oder behauptet: Hier ist das Tiefste und Tiefstmögliche berührt und erschlossen, die höchste und höchstmögliche Idee ausgesprochen, und aus Wesensgründen kann dies niemals überboten mehr werden. Die Alte Kirche sprach insofern auch von einer »Wesenseinheit« zwischen Vater und Sohn.

Aber offensichtlich fehlt hier noch etwas. Wenn der johanneische Jesus zu den Juden gelegentlich sagt (wir lassen hier, es geht allein um die Form, den Gehalt unkommentiert): *»Ihr habt den Teufel zum Vater«* (Joh 8,44), so würde ja auch hier eine – formale – Wesenseinheit zwischen Vater und Sohn vorausgesetzt werden. Oder auch mit jenem anderen Wort *»Wisst ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seid?«*: Der Mensch – und möglicherweise jeder Mensch – ist immer schon Kind eines Geistes und immer schon Kind eines Vaters bzw. er kann es, auf den Ideengehalt hin, so oder so sein; Glaube und Gott entsprechen einander

notwendigerweise. Oder mit Goethe zu sprechen: »*Wie einer ist, so ist sein Gott.* / *Darum ward Gott so oft zu Spott.*« Und auch eine Menschenkindschaft auf den allmächtigen Gott zu beziehen, kann und muss einer Irritation ausgesetzt sein; denn ist nicht dieser allmächtige Gott ein genauso gütiger wie auch grausamer Herrscher? Und selbst dann, wenn er »Vater« genannt wird? Und wie sollen sich nun unter solcher Irritation seine Kinder verstehen, wie auch verhalten? Ließe es sich überhaupt a priori nun konstruieren oder behaupten, dass eine Sohnschaft des allmächtigen Gottes gerade diejenige sein muss, welche Jesus von Nazareth vertreten und dargelebt hat? Offenbar nicht! Jesus hat faktisch gelebt, wie er gelebt hat, und er hatte sich dabei – wagend wie allerdings auch vertrauend – einen idealen Vater gebildet (wie er ihn i. Ü. aus seiner eigenen Familie schwerlich gekannt hat). Auf diesen idealen Vater hat er sodann theoretisch wie praktisch gesetzt und hat sein Wesen in vielen Vater-Gleichnissen sowie mit dem eigenen Leben zu verdeutlichen versucht. Und worauf konnte er dabei nun bei anderen setzen oder auch hoffen? Darauf, dass seine Idee, so wie in seinem eigenen Herzen auch in den ihren eine unabweisbare Resonanz finden würde! Und sie fand sie ja hier und da auch! Aber naturgemäß nicht bei allen! Denn diese Idee ist auch in ihrem Innern fragil, und Jesus selbst hatte sich diesbezüglich mit einer Versuchung auseinanderzusetzen, der nämlich, nicht vorzugsweise den liebenden und zu einer gelassenen Mündigkeit in Glaube und Hoffnung und Liebe streng erziehenden Vater zu repräsentieren, sondern den, der da alle Dinge und schließlich die gesamte Welt in magischer oder technischer und politischer Gestaltung beherrscht und durchwaltet (und jedes Wunder und jede Heilung und jeder Jubel und jede politische Hoffnung der Menge hatte für Jesus von neuem eine Versuchung zu sein). Die Plausibilität seiner Idee konnte zuletzt keine größere sein, als sie die Idee Israels besaß, dass der allmächtige Schöpfer und Herrscher geruht hatte, sich ein Volk zu erwählen, ihm ein Land zuzuweisen und Segen und Wohlwollen an das Einhalten von gewissen Geboten zu knüpfen, oder auch als die des Buddhismus, dass alles, was entsteht, wert ist, dass es zu Grunde geht und es insofern wenig oder gar keinen Sinn hat, sich mit dem Herzen überhaupt an irgendetwas zu hängen. Oder auch als die des Islam, nach welchem der allwissende und allherrschende Gott schlechterdings Ergebung verlangt (und als Einziger auch zu verlangen das Recht hat) und bei einer Endabrechnung nach Schließung der Konten je nachdem Lohn wie auch Strafe zuweisen wird. Und die Beglaubigung der Idee Jesu in seiner Auferweckung durch Gott? Nun ja, diese Beglaubigung dürfte nun auch wieder nur die überzeugen, in denen jene Resonanz bereits ist! Weshalb sollte sie zuverlässiger sein als die Behauptung von Mohammed, den Koran von dem Erzengel Gabriel diktiert bekommen zu haben, oder die des Abraham, Gott habe Kanaan ihm und seinen Nachkommen verheißen. Am Ende kommen hier Glaube und Lehre immer nicht aus einem Zirkel heraus. Und insofern denn auch schließlich der Geist, dieses unverfügbare und unkontrollierbare Etwas, das da zwischen Gott und Mensch immer vermittelt – aber wo und wie er das tut, bleibt noch allezeit offen.

11. Februar 2021